

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 20. — Sonntag, den 17. Mai 1931.

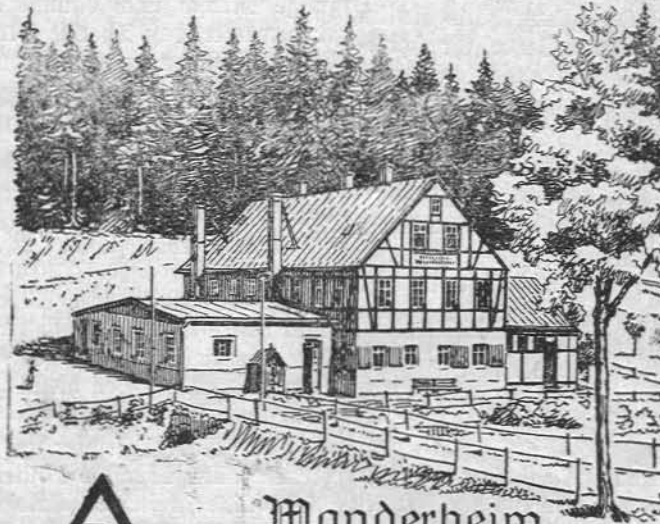
Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

Warum denn Wandern und Jugendherbergen?

Von Richard Schirrmann, Altena i. W.

In diesen Wochen wird rings im deutschen Reich ein Werbetag für Jugendherbergen und Jugendwandern abgehalten werden, der dem schönen, idealen Zweck dient, neue Freunde und Förderer für die dringend notwendige Ausbesserung des Reichsherbergswetzes zu finden. Im Zusammenhang hiermit hat in voriger Woche ein Berufener an dieser Stelle bereits zur Feder gegriffen und an der Hand einer fesselnden Wanderung durch erzgebirgische Jugendherbergen den hohen Wert dieser Bewegung der Öffentlichkeit und besonders der deutschen Jugend ans Herz gelegt. Wir veröffentlichen heute eine weitere Anzahl von Jugendherbergsbildern aus unserer Gebirgsheimat und geben dazu nachstehend einem anderen Führer auf besagtem Gebiet das Wort zu obigem Thema:

„Wo unsere Jugend nicht schon aus eigenem Drange zum Wandern kommt, müssen wir, die wir um die Segnungen des Wanderns wissen, sie dazu erziehen, müssen das Wandern geradezu lehren wie das Schreiben, Lesen, Rechnen und andere nützliche Dinge fürs Leben. Sagt nicht, ihr Alten: „Wir sind ohne diesen Schnickschnack aufgewachsen.“ Seht ihr denn nicht, wie sich die Zeiten und Verhältnisse geändert haben? Wißt ihr nichts von der Verstädt-



Wanderheim
der Stadt Chemnitz an der
Vierenstraße



Jugendherberge
Gimmlitztal
in Hermsdorf / Erzg

nachhaltigsten Bekämpfungsmittel gegenüber allen Stallkrankheiten der Stadt, gegen Verschwendungs- und Vergnügungssucht, gegen Modetorheiten und Verweichlichung. Wandern ist die Schule zur Bedürfnislosigkeit auch bereits verwöhnter Jungmenschen und führt zu Selbstständigkeit in allen Lebenslagen und beschert Schaffenskraft und Lebensfreude bis ins rüstige Alter — bei Mann und Frau. Mit seltener Einmütigkeit stehen für die Förderung des Jugendherbergswetzes alle Volksschichten von rechts bis links ohne Unterschied ein. Seit 1925 wurden in unsern 25 Gauen alljährlich rund 50 bis 60 Neubauten aufgeführt. Leider mußte die gleiche Zahl untauglicher Jugendherbergen ausgemerzt werden, so daß wir seit sechs Jahren an Zahl der Jugendherbergen auf rund 2200 stehengeblieben sind. Und da das Vorjahr uns nur 33 Neubauten bescherte, dafür aber eine weit größere Zahl schlechter Jugendherbergen abgebaut werden mußte, zählen wir heute nur noch 2106 Jugendherbergen. Der Besuch im Vorjahr stieg trotz des verregneten Sommers dagegen

auf über 4 Millionen Uebernachtungen. Trotz der Armut unserer Zeit. Das ist ein hoch erfreuliches Zeichen, daß ein großer Teil unserer Jugend trotz aller Hemmnisse sich den Weg ins freie Land nicht versperrt läßt. Aber wenn wir bedenken, daß unsere Jugendlichen von 10 bis 20 Jahren 10 bis 12 Millionen zählen, so sind die genannten 4 Millionen Herbergsübernachtungen doch nur ein Anfang für das erstrebte allgemeine Jugendwandern zu nennen. Darum müssen wir ohne Unterlaß für das Jugendwandern werben. Dem Zwecke dient auch unser diesjähriger Reichswerbetag am 17. Mai, von dem wir hoffen, daß er noch weit größeren Erfolg als der vorjährige Werbetag zeitigen wird. „Hilft dir selbst, so hilfst du Gott!“ sagt ein altes Wahrspruch. Und dieses trübsame Wort wollen wir über unsern diesjährigen Reichswerbetag für Jugendwandern und Jugendherbergen schreiben. Ans Werk darum allesamt, Frauen, Männer und Jungvolk! Ans Werk zum Sammeln von Gaben!“ (Weitere Bilder von Herbergen siehe 4. Seite dieses Blattes.)

Vater und Sohn



Roman von Kurt Felscher.

Copyright by Martin Feuchtwanger, Halle (Saale).

(2. Fortsetzung.)

Nun redet die Mutter auch davon, dachte Robert erstaunt. Nur daß sie gerade das Gegenteil von dem sagte, was ihm Zipfel vor ein paar Stunden geraten hatte. Daß die Mutter ihm so abredete, war kein Wunder. Oft genug hatte sie im fargen Gespräch mit ihm, besonders im letzten Jahre, ihr Herzeleid durchblicken lassen. Aber was sollte das alles? Er war doch noch so jung und hatte überhaupt noch keines der Dorf-mädchen näher kennengelernt.

Als Robert ein paar Minuten später in seiner Schlafkammer stand, überdachte er den ganzen Tag noch einmal.

Wie hatte der Pastor zu ihnen gesagt? Ein dünnes Lächeln verzog unbewußt den Mund des hageren, lang aufgeschossenen Knaben. Erwachsen sollte er sein? Er fühlte sich ja noch so unsicher, so unbeholfen. Am besten war es, gar nicht weiter nachzudenken. Und das, was die Mutter und Zimpel geredet hatten, das kam ja für ihn überhaupt nicht in Betracht.

Drittel Kapitel.

Heimliche Liebe.

Robert Zeidler hatte eine bedeutsame Erfahrung gemacht. Je älter er wurde, und es war seit seiner Einsegnung fast ein Jahrzehnt vergangen, um so deutlicher merkte er, daß sein Leben wesentlich anders verlief, als das seiner ehemaligen Schulkameraden.

Er fühlte es, daß man ihn mit anderen Augen betrachtete, als die übrige Dorfjugend es untereinander tat. Und immer bewußter wurde es ihm, daß die Blicke, die man ihm nachschickte, nicht gerade freundlicher Art waren. Oft genug kam es ihm vor, als lache man, wenn auch nicht gerade laut, so doch spöttisch genug hinter ihm her.

So war es gekommen, daß er ziemlich einsam seinen Weg ging und nur selten einmal an den Freuden der Dorfjugend teilnahm. Einmal hatte er aber doch mit einigen jungen Leuten im Kretscham gegessen und war ein wenig aufgetaut. Und als man ihn zu einem für den kommenden Sonntag geplanten Ausflug einlud, sagte er zu.

Aber gerade auf dieser Wanderung nach den Bibersteinen war es ihm besonders klar geworden, daß zwischen ihm und diesen lebensfrohen Burschen und Mädchen, die ohne viel Gedanken vom Heute in das Morgen hineinlebten, eine Kluft bestand, die er gern übersprungen hätte. Aber er fand sich nun einmal nicht in den derb-lustigen Ton hinein, der zwischen ihnen herrschte.

So kam es, daß er auch an diesem Sonntagnachmittag, wie immer, einsam blieb. Und schon war er nahe daran, sich heimlich aus dem Staube zu machen, da merkte er, daß auch unter der Mädelschar eines von den übrigen getrennt hinterher wanderte.

Er kannte die blonde Drömer-Therese noch von der Schulzeit her. Die war damals schon ein stilles Wasser gewesen und hatte dem Lehrer öfters ein paar blühende Blumen mitgebracht. Auch jetzt pflückte sie sich einen Strauß und war dabei hinter den anderen zurückgeblieben.

Und als er sie so von ferne ansah, bemerkte er zum ersten Male, wie hübsch so ein junges Mädel doch eigentlich aussah. Die meisten Mädchen aus dem Dorfe waren dunkelhaarig; sie war eines der wenigen, deren Flechten wie ein altgoldener Mehrenkranz um die Stirn lagen. Und wie rosig die Wangen sich in ihrem Gesicht rundeten. Gern hätte er in ihre Augen gesehen; aber die waren bei ihrem vielen Bücken nach den Blumen nicht zu erspähen.

Robert Zeidler fühlte es plötzlich warm in sich aufsteigen. Zu gern hätte er ein paar Worte an die Therese gerichtet. Aber er fühlte eine solche Unbeholfenheit in sich. Sollte er auf sie warten? Sollte er ihr nachlaufen? Eigentlich hatte er es gar nicht beabsichtigt; aber plötzlich gingen sie nebeneinander den Feldweg entlang, der von Wernersdorf nach den Bibersteinen abbiegt. Jetzt war der Augenblick günstig, jetzt mußte er reden.

„Hübsche Blümel hast“, lobte Robert Zeidler, und schielte nach seiner rosigen Begleiterin, die verlegen vor sich hinsah.

Eine Antwort erfolgte nicht. Vielmehr bückte sich das Mädchen von neuem nach der und jener Blüte.

„Du hast wohl Kornblumen besonders gern“, versuchte der junge Mensch noch einmal die Unterhaltung anzuknüpfen, da er bemerkte, daß Therese Drömer schon eine Menge der schönen blauen Blumen in den Strauß gewunden hatte.

Da wandte sich das Mädchen für einen Augenblick dem Frager zu und blickte ihn halb erstaunt, halb neugierig an. Und bei dieser Wendung hatte Robert Zeidler die Gelegenheit, festzustellen, daß Therese Drömer den gepflückten Kornblumen ähnliche Blauaugen besaß.

Und wieder fühlte er eine eigentümliche Wärme in sich emporsteigen.

„Was fragte mich denn wegen der Blumen?“ sagte das Mädchen. „Natürlich hab' ich sie gern, sonst würd' ich mir doch kein Buftettel pflücken.“ Ein leises Lächeln zuckte um ihren hübschen Mund. Sie hielt dem jungen Menschen den Strauß neckend unter die Nase.

Und Robert Zeidler wußte nicht recht, worüber er sich mehr freuen sollte, über die Blütenpracht des Feldstrausses oder über die Pflückerin selbst. Bald aber wurde es ihm zur Gewißheit, daß bei allem Duft und aller Lieblichkeit einer Feldblume sie doch von der Anmut und dem Zauber einer Menschenblüte übertroffen wurde.

Als Robert Zeidler an demselben Sonntagabend nach dem stillen Hof zurückkehrte, in dem seine herbe Mutter mit dem Abendbrot auf ihn wartete, fühlte er, daß er etwas Röstliches erlebt hatte. Und doch beengte ihm die Sorge sein Herz, wie die Mutter über sein Erleben denken würde, die ihm auf der Welt noch am nächsten stand.

Je näher er dem Hause seiner Mutter kam, desto mehr fühlte er sich unfrei. Und wie herrlich war es doch vor ein paar Stunden gewesen! Es war ja, als habe ihm die Therese Drömer ein ganz neues Leben gewiesen. So schön war ihm die Welt bisher noch nie erschienen. Sie hatten die übrigen Burschen und Mädchen laufen lassen und waren absichtlich immer mehr zurückgeblieben. Aus dem Hin und Her einer stockenden Anknüpfung war bald eine lebhaftere Unterhaltung geworden. Freilich redete vor allem Therese.

Was die aber auch alles zu erzählen wußte! Die war ja ganz anders als damals in der Schule. Und doch auch nicht; denn immer wieder versicherte sie, wie wenig ihr das laute Treiben der anderen gefiel. Sie liebe vor allem eine stille, beschauliche Sonntagsstunde, wenn man weit hinein ins Land sehen könne. Dann wäre alles Laute und Alltägliche so fern, und man könnte so schön seinen Gedanken nachhängen. Zu Hause würde sie deshalb von ihren Angehörigen oft Traumliese genannt. Aber das meinte niemand böse, denn Vater und Mutter hätten sie doch sehr lieb.

Und dann hatte sie ihrem stillen Schulkameraden noch viel von den Eltern, von Heim und Herd erzählt. Wie gemütlich mußte es bei denen oben in dem Kiefewalder Häuschen zugehen...

Nach allem, was die Therese ihm erzählte, mußte ja das Anwesen viel kleiner sein, als das seiner Mutter in Petersdorf. Zwei Kühe hatten sie bloß im Stalle, ein paar Ziegen und Schweine, und der zum Teil steil an den Berghang aufsteigende Acker und die Wiesen waren recht beschwerlich zu bestellen. Aber all dies Unbequeme schien den Bewohnern die Laune nicht zu verderben.

Endlich war dem Mädel der Gesprächsstoff doch auch ein wenig ausgegangen. Da hatte sie den Robert nach seinem Tageslauf gefragt. Was sollte der seiner munteren Begleiterin berichten? Sein Leben spielte sich ja seit Jahren in so engen Grenzen und mit einer solchen Regelmäßigkeit ab, daß es einen anderen Menschen schwerlich fesseln konnte, darüber Näheres zu erfahren.

Früh am Morgen ging es zeitig aus den Federn, dann kam die Arbeit im Stall und Hof, auf Wiesen und Acker, je nach der Jahreszeit, unterbrochen von den Mahlzeiten, und am Abend saß er noch ein wenig mit der Mutter unter der Hängelampe. Geredet wurde wenig, besonders, seit vor einem Jahre die Großmutter heimgegangen war. Und der Altknecht Zimpel, der mit seinen sechzig Jahren ziemlich steif geworden war, trug auch nicht gerade viel zur Unterhaltung bei.

„Und Sonntags?“ hatte die Therese gefragt. „Was macht ihr da?“

Sie hatte von ihren Kirchgängen erzählt. Das wäre ihr immer die liebste Stunde, wenn sie so still und andächtig unter der Kanzel sitzen könnte. Da dürften die anderen Menschen auch einmal nicht reden, sondern nur dem zuhören, was Pastor Kliem ihnen sagte. Und wie hübsch die Sonne immer durch die hohen Fenster schiene und auf den weißgestrichenen Bänken, den goldenen Zieraten am Altar und an der Kanzel flimmerte. Lektien Sonntag vor acht Tagen sei während der Predigt immerfort eine Schwalbe durch das Kirchenschiff geflogen und habe so niedlich gezwitschert, gerade, als wollte sie den Worten des Pastors zustimmen. Aber das würde er ja selber gesehen und gehört haben.

Da hatte Robert Zeidler verneinend mit dem Kopf geschüttelt.

„Warst du nicht in der Kirche?“

„Nein.“

„Da warst du wohl krank?“

Ein paar Atemzüge lang hatte Robert vor sich hingestarrt; dann hatte er das Mädchen mit einem zagen Blick angeschaut und schließlich hervorgestoßen:

„Ich geh' überhaupt nicht in die Kirche.“

Da war Therese Drömer mitten auf dem Wege stehen geblieben und hatte ihren Begleiter gemustert wie einen, den sie zum ersten Male in ihrem Leben zu Gesicht bekommen.

Dann hatte sie mit unverhohlenem Staunen noch einmal gefragt:

„Du gehst überhaupt nicht in die Kirche?“

Noch jetzt, da alles wie ein Nebelbild an ihm vorüberzog, fühlte Robert, wie ihm die Röte ins Gesicht gestiegen war.

„Meine Mutter geht auch nicht in die Kirche,“ hatte er wie zur Entschuldigung hinzugefügt, und dann, als Therese Drömer sonderbar lange stumm blieb, ihr erzählt, daß sie auf eigene Faust Gottesdienst hielten: Die Mutter läse Sonntags immer eine Stelle aus der Bibel vor und nachdem würde dann noch ein Lied aus dem Gesangbuch gesungen.

Freilich sei es für ihn keine rechte Erbauung, denn die Mutter suche immer nur solche Stellen heraus, die von Unglück, Heimfuchung und Rache handelten. Das habe sie immer so gehalten, seit er sich recht besinnen könnte.

Schließlich war Robert Zeidler verstummt; verstummt, weil er selber etwas Bitteres bei all dem, was er herausgespreht, in sich aufsteigen fühlte. Wie sollte auch dieses muntere Mädchen ihm zur Seite verstehen, was zu Hause seit Jahren in immer steigendem Maße wie ein Alp auf allem lastete. Auch heute hatte ihm ja seine Mutter nur mit Widerstreben die Erlaubnis gegeben, am Nachmittag den Ausflug des Petersdorfer Jugendvereins nach den Bibersteinen mitmachen zu dürfen.

Plötzlich wurde er durch Thereses Stimme aus seinen Gedanken gerissen.

„Weißte, Robert, deine Mutter — ich will ja nichts gesagt haben. Aber die versteh' ich gar nicht. Wenn ich wie du wäre, ich ginge einfach Sonntags allein in die Kirche. Gerade heute hat unser Pastor wieder so schön gesprochen. Da hat man was für die ganze Woche.“

Noch viel hatte sie ihm an dem Nachmittag erzählt, daß ihm eine ganz andere Welt vor den Augen erschienen war. Sie hatte ganz recht, wenn sie ihn an seine dreißigjährigen Jahre erinnerte. Da sei der Mensch doch so weit, auf eigenen Füßen zu stehen, und brauche nicht immer alles haarklein seiner Mutter zu sagen.

Viel zu schnell waren die Nachmittagsstunden vergangen. Auch auf dem Heimwege hatten sie sich viel zu sagen gehabt; und als er von Therese am Scheideweg nach Riesewald Abschied genommen hatte, hatten sie sich lange in die Augen geblickt und die Hände geschüttelt, wie treue Kameraden.

Und nun würde die Mutter ihn befragen.

Was sollte er ihr erzählen? Sollte er ihr sagen, daß in seinem Herzen etwas erblüht war, dessen Duft ihn förmlich bezauberte?

Nein, davon durfte er nicht sprechen. Er wollte es auch gar nicht.

Mit diesem Vorsatz trat Robert Zeidler über die Schwelle der mütterlichen Wohnung.

Die Mutter saß, wie immer des Abends, am Tisch und blätterte in der Bibel. Als Robert hereintrat und ihr einen guten Abend bot, deutete sie wortlos mit dem Finger nach der Uhr.

Unwillkürlich sah Robert nach dem matt beleuchteten Zifferblatt. Der Zeiger wies auf neun Uhr. So spät war es also geworden?

„Na, einmal und nicht wieder machste so einen Teeps mit. Ich dachte schon, du kommst überhaupt nicht mehr wieder“, kam es unfreundlich vom Tisch her.

„Es ist halt doch ein ziemlicher Weg, Mutter. Die anderen sind auch erst um halb acht Uhr losgegangen. Ich mußte halt doch warten“, verteidigte sich Robert.

„Wie war's denn überhaupt?“

„Wunderschön war's, Mutter!“

Bei dem frohen Ton, der durch des Sohnes Antwort klang, blickte die Mutter forschend auf. Wie Roberts Augen glänzten! Er wird doch nicht etwa zu viel getrunken haben, oder...

„Waren auch Mädels mit?“ forschte sie.

„Eine ganze Menge.“

„Davon hast mir ja vorher gar nichts gesagt.“

„Emil Schiller, der mich zum Ausflug einlud, hatte mir auch nichts davon gesagt. Na, und zu Hause bleiben konnte ich dann doch nicht. Die sind auch immer vorweg gelaufen. Ich war ziemlich allein.“

„Na, also wie gesagt, Robert, diesmal mag's ja gewesen sein. Noch einmal machste aber nicht mit. Du weißt schon, ich kann's nicht leiden, das Herumziehen mit den Mädels. Laß dich bloß mit keiner ein.“

Schon wollte Robert erwidern, daß er sich eine solche Bevormundung nicht länger gefallen lassen wollte. Dann aber dachte er an seinen Entschluß, die Mutter nichts merken zu lassen. Er tat, als ob ihn der ganze Ausflug weiter nicht mehr beschäftigte. Er ging noch einmal, wie alle Abende, über den Hof, um nachzusehen, ob auch alles in Ordnung sei. Gerade wollte er ins Haus zurück, um der Mutter gute Nacht zu wünschen, da rief ihn der Altknecht leise an, der seine Stummelpfeife rauchend, auf einem Bänkehen neben der Scheune saß.

„Du, Robert, wie war's denn heute nachmittag? Hast du eine ausgesucht?“

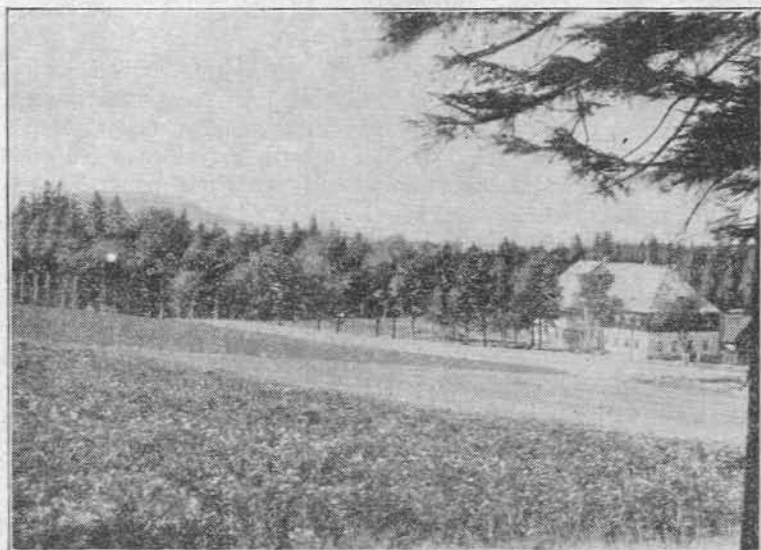
„Quatsch' nicht, Zimpel“, fuhr Robert den schmunzelnd Lächelnden gröber an, als er ihn sonst zu behandeln pflegte.

„Nu, nu, sei ok gemüthlich; die Therese Drömer is a sehr a schmuckes Frauvolk, da brauchste dich gar nich etwa zu schämen.“

(Fortsetzung folgt.)

Jugendherbergen

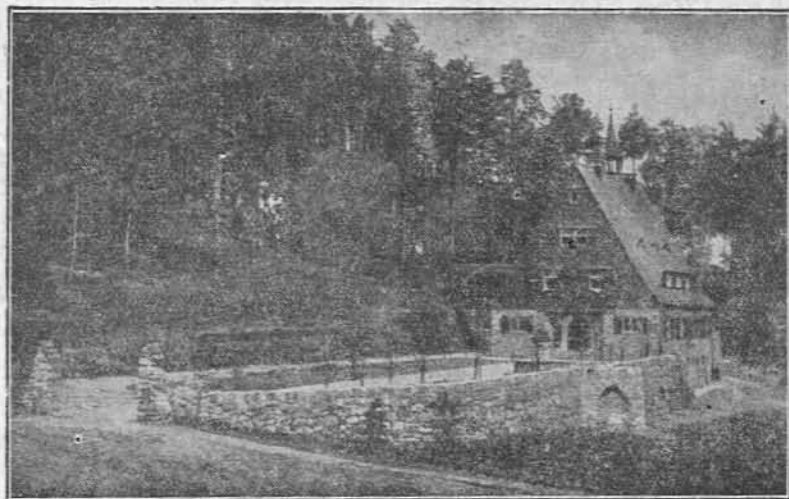
(Zum Text auf der 1. Seite der „Erzgeb. Heimatblätter“.)



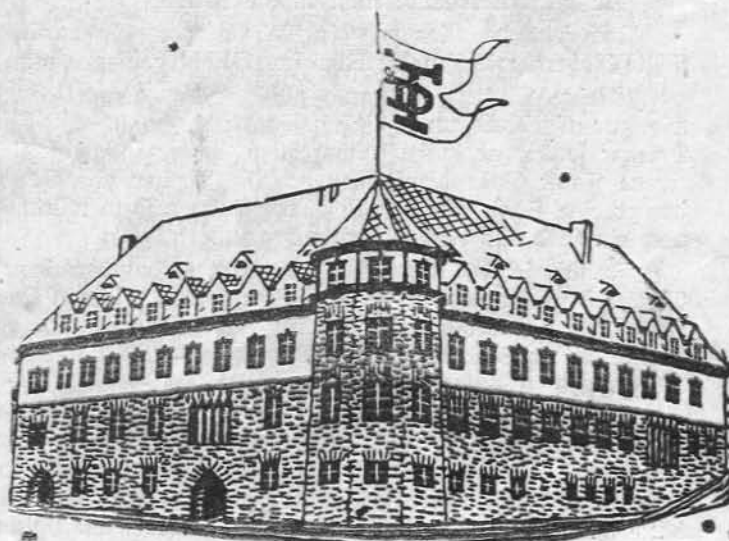
Das Landheim in Jöhstadt.



Jugendherberge Jöhstadt.



Bezirks-Jugendherberge Rittersgrün.



Das Turner-Kreisheim in Oberwiesenthal.



Illustrierte Wochenbeilage der „Obererzgebirgischen Zeitung“

Nr. 20. — Sonntag, den 17. Mai 1931.

Vom Zinnbergbau im alten Buchholz.

Von W. Ludwig-Annaberg.
(2. Fortsetzung u. Schluß.)

Hinsichtlich des Umfanges und Ertrages des Zinnbergbaues in und um Buchholz ist zu sagen, daß er zwar zu keiner Zeit sich mit dem zu Ehrenfriedersdorf und Geyer oder gar mit dem Silberbergbau messen konnte, am Ausgang des 15. und während des 16. Jahrhunderts indes nicht ganz unbedeutend gewesen sein mag. Daraus deuten jedenfalls Äußerungen hin, die Melzer in seiner Chronik tut, wenn er schreibt, daß „das alte Zinn-Berg Werk vielen hievor ihre Körblein gefüllt“ hat und „eine melcke Ruhe in der Churfürstlichen Cammer, nach Auflage der alten verstorbenen Bergleute, gehalten worden ist.“

Einen Einblick in die wirtschaftliche Lage der Zwitterbergleute in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts gewährt eine von den Brüdern Wolff und Barthel Schaller, unter denen das oben erwähnte „Grüne Geschick“ fündig wurde, im Jahre 1534 an Kurfürst Johann Friedrich eingereichte Bittschrift, in der sie um die Gewährung von 400 Gulden Verlag nachsuchen. In diesem Schreiben, das Melzer mitteilt, und das vor allem auch insofern Interesse beansprucht, als es das Verhältnis der Fundgrübler zu den Geldgebern, den Verlegern, beleuchtet, heißt es:

„... Auch hat uns beiden Brüdern, Gnedigster Churfürst vnd Herr, für andern der liebe Gott, als vhlässigen, bergsuchenden Leuten, aus göttlicher Gnad aufm wilden, rauhen Wald, aufm Plattenberg, Innerhalb anderthalb Jaren wunderbarlich ein Zinn Berg Werk beschert, des wir erste anfenger vnd anheber seind, Also Vnd mit solcher Begierde, das eh wir einig pfund Zinn gemacht, Inn ein grose Summa an Wegen, Stegen Vnd Buchwergen zu hawen zu gefekt hatten, So wir dan, gnedigster Herre vnd Churfürst, dasselbige Bergwerk mit allem vnserem Vermögen aus getrosten Herzen, mit stettem anhalten, durch viel muhe anderer hertz zu gebrachten Bergleut biß daher bestanden, mit großem gelde Brucken, Wege Vnd stege, wie allen wissentlich, zu offenkündlicher Bergwerksförderung Got vnd Eure Churfürstlichen gnaden zu Ehren dargelegt. Vnser narung vnd Vermögen Zu grund erschöppt, haben wir Vorleg (Verlag) bey andren Leuten suchen müssen. Vnd seind Vorleger ankomen, die uns auff funf Jar Vorleg zu sagen haben wollen, Also wir solten Eur Churfürstlichen Gnaden Gunst auf funf Jar außbringen Vnd sie mit solcher Gunst vorsichern, Welches wir dem gestrengen Her Hansen von Doltz, Eur Churfürstlichen gnaden Radt, nechst da Eur Churfürstliche gnaden vfm Buchholz lagen

(dieser Besuch Kurfürst Johann Friedrichs im Jahre 1534 stand in Zusammenhang mit dem Annaberger Fürstentag), omb gunst Zu erwerben gebeten, hat uns seine gestrengheit zu endlicher antwort geben, das Eur Churfürstliche gnaden nicht willens weren, einige frembte gesellschaft Zugelassen, Sondern weren gnediges Bedenkens zu Vnser notturst uns omb gleichs vnd Zimlichs selbst Zu verlegen, das soll Uns werg komen, so pald die Bergleut das Bergwerk beschawet werden haben.

Auch haben wir, gnedigster Herre, mit grosen Verlangen zu merglichem schaden mit vielen arbetern, der wir iht bis Inn vier vnd zwanzig haben, auf soliche vertroftung gewartet, Vns

ist aber bis auf diese stund kein trost, kein Antwort, kein Hulff zukomen,

Vnd seind aus solicher angstiger nott Paulsn Schmid, Zehendner (d. i. der kurfürstliche Berg- und Amtsverwalter Paul Schmidt zu Schneeberg), omb Hulff vnd radt angeloffen, bey dem wir bis Inn Dreißig gulden entlehnet, Welcher uns an E. Churf. gnaden stat (: villsicht auf befehligh:) eröffnet, das Eure Churfürstliche Gnaden wolten diesem Berg Werk Zwen Jar die Vorleg frey sein lassen,

So wir aber nach vorleger ansuchen, die wollen Vns nicht meher dan Neun alde schock... Zehen ... minus ein ortt hetten bekommen mogen:) leihen, und wollens doch auff viel Jare verschrieben haben (Leider ist der Text gerade an dieser Stelle arg verstümmelt, so daß wir ihm keine genauen Angaben über die Bedingungen der Geldgeber entnehmen können. Doch scheinen diese ziemlich rigoros gewesen zu sein.),

durch welch uncriftlich gesuch, Gnedigster Churfürst vnd Herre, wir hawenden Lewte vorderbt werden müssen, den ober gewöhnlichen Genies, der vnsern lieben kindlein geburen solt, dem Hendler geben, das ist Je zu erbarmen. Der halben die weil von Gott vnsern Vater Eur Churfürstlichen Gnaden hochloblichen seligen Vorherren vnd iht durch uns, seine Söne, Eurn Churfürstlichen Gnaden iht regierenden Herren Vermittelt seiner göttlichen Hulff vnd vnser sawren Muhe Bergwerk aufthut vnd beschert, Wir auch in solichen Vermögen an zwittern seind, das wir wollen, so Verlag für Herren Vermittelt seiner göttlichen Hulff vnd vnser sawren gemacht haben, damit wir nicht Inn so ober massigen geschwinden Gesuch der Hendler geraten durften Vnd uns des Brats, darein Wir aus Versäumnis der Vorleg gefuhrt worden, wieder ettwas erget Vnd mit dem angefangen Bergwerk mit Gottis Hulff erbawen vnd erheben mochten.



Zinnsaigerherd.

Der Saigerherd A; sein Vorherd B; die Hölzer C; Zinnfuchen D; die Kelle E; die Kupferplatte F; die Gitter G; Signiereisen H; der hölzerne Hammer I; das Ballenzinn K; Schippe L.

Bieten wir Eure Churfürstliche Gnaden, vnsern gnedigsten Herren vnd Churfürsten, Eure Churfürstliche Gnaden wolten zu vnserem diesem furhaben, das Je mehr Eurn Churfürstlichen Gnaden zu ehren vnd nuß geraicht, als vns armen Leuten aus Churfürstlicher Cammer Vier hundert gulden auf drey Jar lang für strecken, davon wir Eurn Churfürstlichen Gnaden gereden (d. h. reichen) wollen Terlich Vier Centner Zihn, adder Bierzig gulden münz Zu verzinsen, Vnd was arme, die Eur Churfürstlichen Gnaden verwandte Winterfassen seind, nicht Inn nöten stecken lassen, Dan ane Hulfß wissen wir vnser gebew vnd arbeiter, die allein auf diese raise vortrostlich hoffen Vnd bißhero mit Hunger vnd nott aufgehalten vnd geduldt getragen, nicht zu erhalten, Vnd müsten mit sampt dem Bergwerge zu Vnendlichen Englauben vnd endlichen ... Das wolten Eur Churfürstliche Gnaden aus hochloblichen Churfürstlichen gemit herzlich zu bedanken vnd gnediglich mit tatlicher Hulfß erhaigen.

... Bieten auch Eure Churfürstliche Gnaden ganz Vndertheniglich, die weil wir Mangel vnd Fehels halb der Vorleg vnserer belehnte mosen vnd gebew alle nicht belegen vnd bawen können, Ist auch Eur Churfürstlichen Gnaden Bergwerge Zu gut, der ganzen Knapschaft zu gefallen, vom Bergwerge eine Zeit lang absein müssen, Eur Churfürstliche Gnaden wolten gnedigst befehlen, das wir omb vnser belehnte Geng vnd moosen mitler Zeit, die weil viel frembds Volds teglich Zuleufft, nicht verfehrt wurden.“

Trotz mancherlei Beschwernisse für die bauenden Gewerken scheint der Zinnbergbau immerhin doch ziemlich ertragreich gewesen zu sein, zumal der Zinnpreis pro Zentner sich nach den Angaben Melzers 1545 auf 10 fl. 5 Gr. 3-3 und 1579 auf 12½ fl. belief. In gleicher Richtung deutet auch ein Befehl des Kurfürsten August vom 1. Juli 1564 an den Oberbergmeister und Bergmeister zu Annaberg, „daß sie mit denen Zien-Gewerken im Buchholz nach allen Fleiß handeln und von des Churfürsten wegen sie vermögen solten, daß sie in Betrachtung der damaligen geringen Gelegenheit des Silberbergwercks, von einem jeden Centner Zien, so auff der Buchholzer Berg-Revier gemacht wurde, Ichtwas namhaftigs zu Erhaltung Kirchen, Schulen und gemeiner Bürden aus guten Willen, contribuiren und geben wolten. Worauff sie Zwen Jahr lang etwas gutwillig gewilligt haben, weil zugleich in Gnaden rescribiret ist: Der allmächtige Gott werde mitler Zeit das Bergwerck reichlich segnen, daß nach Ausgang derer Zween Jahre ihnen (d. h. dem Rat und der Bürgerschaft von Buchholz) auff einen und den andern Weg ferner geholfen werden möge. Die Bewilligung aber hat nachgehends uff 2 gr von einem Centner in langer Zeit bestanden. Und weil doch die Zween Groschen zu erst etwas müßen ausgetragen haben, ist auch davon zu schließen, daß das Zwitter oder Zienbergwerck zur selbigen Zeit sehr höfflich müße gestanden seyn.“

In bergrechtlicher Hinsicht sei darauf hingewiesen, daß die weiter oben geschilderten eigenartigen Uebergänge vom Zinner zum Kupfererztypus sowie der Umstand, daß auch auf manchen Silbergruben, so vor allem auf Geyern und Conrad, auf dem Drei Könige Stolln, und auf Drei Brüder, bauwürdige Zwittergänge angetroffen wurden, Kurfürst August veranlaßten, am 1. Januar 1561 eine besondere Zinnbergwerksordnung für den Zwitterbergbau zu Buchholz einzuführen, die vor allem die rechtlichen Verhältnisse zwischen Silber- und Zinnverleihungen klären sollte.

Die Ursachen, die den Buchholzer Zinnbergbau im Laufe des 17. Jahrhunderts zum Erliegen brachten, waren im großen und ganzen dieselben, denen auch der in unserer Heimat einst blühende Silberbergbau anheimfiel. Zwar machte man wiederholt Versuche, den Zwitterbergbau wieder aufzunehmen, auch Melzer berichtet mehrfach von derartigen Unternehmen, sie scheiterten jedoch an den technischen Schwierigkeiten, denen man beim Abbau in größeren Tiefen begegnete, vor allem aber an den Absatzschwierigkeiten, die sich bereits um die Mitte des 16. Jahrhunderts geltend machten und damals den Plan eines Zinnhandelsmonopols unter Führung der Fugger auftauchen ließen.

Dieses weitschauende Projekt, das die gesamte Zinnproduktion in Sachsen und Böhmen umfassen und die Absatzverhältnisse regeln sollte, scheiterte an dem Widerstand der Gewerken und Verleger, die ob mit oder ohne Recht, das sei hier nicht untersucht, für ihre Selbständigkeit fürchteten, damit aber auch die Gelegenheit verpaßten, den Zinnbergbau auf gesunde Füße zu stellen.

Das Mord- oder Sühnekreuz in Grünstädtel.

Von Horst Henjchel, Schwarzenberg.

Unterhalb der Grünstädteler Schule, dort, wo der Gemeindegeweg nach Pöhl von der Staatsstraße abzweigt, steht ein altes Steinkreuz. Durch Regen und Frost ist die Form verwittert. Auf der Rückseite ist in grober Ausführung das Bild eines mittelalterlichen Schwertes eingemeißelt.

Niemand weiß etwas Genaueres über Ursprung und Zweck dieses Steinkreuzes. Nur die Sage weiß zu erzählen, daß sich an jener Stelle vor vielen, vielen Jahren zwei in Fehde geratene Soldaten getötet haben.

Es ist eins der vielen Steinkreuze, die noch anderwärts zu finden sind, nicht nur in Sachsen und den übrigen deutschen Staaten, sondern auch im Gebiete des früheren Oesterreichs, in Norwegen, Italien, Irland, Schottland, ja sogar im Kaukasus. Auf sächsischem Boden allein stehen bezw. standen nachweislich mehr als 370 solcher Steinkreuze; etwa 240 stehen heute noch. Im Umkreis von Grünstädtel finden wir noch je eins in Schlettau, Geyer und Niederzöwönitz.

Die Mehrzahl der Steinkreuze blickt auf ein Alter von 400 bis 600 Jahren zurück und verdankt ihre Entstehung einem jahrhundertlang in ganz Europa üblichen Sühnebrauch. Wiederholt finden wir in den Gerichtsbüchern und Urteilsammlungen mittelalterlicher Schöffenstühle Sühneverträge aufgezeichnet, die für begangenen Totschlag neben anderer Buße, wie z. B. Wallfahrten, Lesen von Seelenmessen oder Zahlung eines Wergeldes, ausdrücklich das Setzen eines Kreuzsteines am Tatorte oder an verkehrsreicher Stelle als öffentliche Sühne verlangen.

Mit derartigen Kreuzsteinen beabsichtigte man nicht, das Andenken an den Ermordeten festzuhalten — was schon daraus hervorgeht, daß die meisten Kreuzsteine gar keinen Namen, viele überhaupt kein Zeichen überliefern —, der Brauch wurzelt vielmehr in dem altheidnischen Seelenglauben und Ahnenkult, daß der Stein ein Ruheplatz und Aufenthaltsort der Seele des Abgeschiedenen sei und daß die Seele des Erschlagenen strafend und schädigend dem Menschen erscheine und Sühne erheische. Um der umherirrenden Seele einen Ruheplatz zu schaffen, setzte man ihr einen Stein. Dieser Glaube und Ritus war im Mittelalter noch sehr lebendig. Daher errichtete man denen, die eines unnatürlichen Todes gestorben waren, solche Ruhesteine, denen man unter christlichem Einfluß die Kreuzform (das Kreuz, das Symbol des Christentums) gab. Mit der Ausbreitung des Christentums verblaßte allmählich der Volksglaube vom Ruheplatz der Seele im Stein, und es blieb der Gedanke der Sühne allein noch übrig.

Wir haben in diesen Sühnekreuzen ein deutliches Beispiel, wie die christliche Kirche an alte heidnische Lebensvorstellungen anknüpfte und dem alten Volksglauben mit seinen mannigfachen Sitten und Bräuchen neuen Inhalt und christliche Bedeutung gab.

Die Sage von der Winckelmutter bei der Oswaldskirche

Unweit Grünhain fließt der Oswaldsbach; an diesem sieht man zuweilen um Mitternacht einen Schatten auf- und abhuschen, welcher beständig Klageklänge ausstößt. Der Sage nach habe dort ein Jüngling, dem seine Braut die Treue gebrochen, in den Fluten des Baches seinem Leben ein Ende gemacht. Seine Mutter habe ihn 7 Tage lang vergeblich gesucht. Sie sei aber dann aus Erschöpfung gestorben. Weil sie gegen Gott gemurrt, müsse sie den Sohn unter stetem Klagen suchen. — Wer den Schatten sieht, in dessen Verwandtschaft gibt es innerhalb sieben Monaten einen Todesfall.

„Unner Roch-Ernst“ gestorben.

In Annaberg verschied, wie berichtet, am Sonntag, den 10. Mai, ein rings im Erzgebirge überall bekannt und verehrt gewesener Sohn der Pöhlbergstadt, der stellv. Bürgermeister Annabergs, Ehrenbürger Stadtrat Ernst Roch. Im 70. Lebensjahr ging er, der vor Jahr und Tag noch in erstaunlicher Rüstigkeit und Frische wirkte, jäh zusammengebrochen, dahin. Sein Leben galt voll und ganz seiner Heimat, für die er in öffentlicher Tätigkeit jahrzehntelang wirkte. Die „D. Z.“ hat eingehend dargelegt, auf welchen mannigfachen Gebieten der Verbliebene 17 Jahre lang als Stadtverordneter und dann als Ratsmitglied bis zu seinem Ableben unermüdlich tätig war, wie er als Landtagsabgeordneter sich für das Erzgebirge, besonders auf den Gebieten des Wirtschafts- und Verkehrslebens einsetzte. Ueber 30 Jahre hat er in den hauptsächlichsten städtischen Ausschüssen sich in den Dienst Annabergs gestellt und überall hörte man

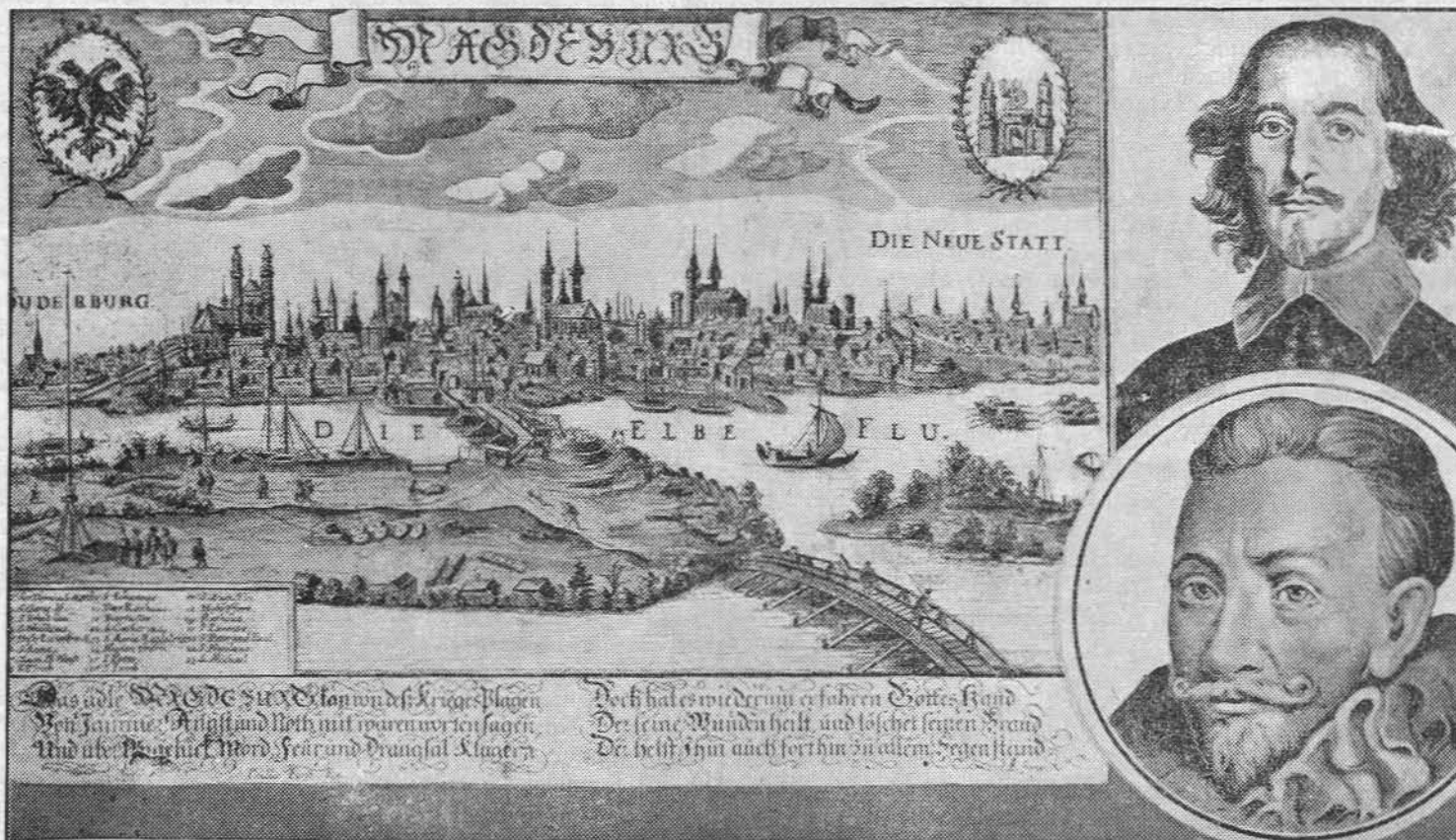


gern auf seinen ungemein praktischen Rat, der auf reichsten Erfahrungen basierte. Seine ganze Liebe aber galt besonders dem Pöhlberg, auf dem man ihn zu allen Jahreszeiten oft fast täglich treffen konnte. Hier war die Lieblingsstätte seines Weilens und keine Mühe, keine Fürsorge war ihm groß genug, um das Verkehrs- u. Sportleben auf diesem Kleinod der Stadt Annaberg zu fördern. — Wer sich noch der Zusammensetzung des Annaberger Ratskollegiums aus Friedenszeiten erinnert, dem tritt die ganze Vergänglichkeit des menschlichen Lebens angesichts des Heimanges Ernst Rochs wieder nahe. Sie sind fast alle dahingegangen, die einst mit ihm im alten Sitzungssaale rateten und tateten: Die Stadträte Jacius, Naefe, Lange, Gutberlet u. Winkler, die Kommerzienräte Kaiser und Schmidt. Keiner von ihnen mehr weilt unter den Lebenden. Und nun ging auch der Senior des jetzigen Ratskollegiums dahin.

Vor 300 Jahren wurde Magdeburg zerstört

Magdeburg nach dem Wiederaufbau. (Nach einem Stich aus dem 17. Jahrhundert.)

Am 10. Mai beging Magdeburg den 300. Jahrestag der Einnahme der Stadt durch die Truppen des Feldherrn Tilly. Die Stadt hatte sich monatelang gegen die Belagerer gehalten in der Hoffnung, daß König Gustav Adolf rechtzeitig zum Entsatz eintreffen werde. Bei der Einnahme ging die Stadt in Flammen auf und wurde fast völlig zerstört.



Oben rechts: Der berühmte Physiker Otto von Guericke, Bürgermeister und Ratsbaumeister von Magdeburg, unter dessen Leitung die zerstörte Stadt wieder aufgebaut wurde. — Unten rechts: Generalfeldmarschall von Tilly, der Führer der vereinigten ligistischen und kaiserlichen Heere, die Magdeburg einnahmen.

Nooch'n Feierabend



Teirer Spaß.

Zwischen Karhübel (net weit vun dr Schmalzgrub) un Milnaa (Mildenau) lieng zwee Dörfle, e gruß un e klas. 's gruze haacht Grumbich un 's kleene Neigrumbich oder aah Reie Walt. Se gehärn oder zamm.

De Grumbicher sei e bissel stolzer wie de Neigrumbicher, weil se de Kerch, e größere Schul un vier Schänken hoom, drgeeng hoom de Neigrumbicher nār ne kleene Schul un nār ne eenzige Schänk, de Brandschänk. Oder schie is in daare Schänk un e mannich's Kalbel is dort ausgetriem wur'n. Un waar'sch Stattspieln will lerne, dar darf nār dort eifehrn un mit dr Werten spielen, die ward'sn schie lerne, dā die spielt geleich de ganze Nacht miet. Un e Stimm hot se wie e richtger Mah. Vos fir Dinger e mannichmol dort ausgeheckt waarn, überhaupt wenn de Gäst ewint in Kup hoom, do muß mer sich wunnern, doß 's immer noch esu ohlääst. Oder schie is immer dort, und mer bleib garn klaam.

Nu will ich geleich noch derwaahne, doß de Grumbicher un aah de Neigrumbicher in dr Sprooch 's R verlurn hoom.

Bir etling Gahrn fehret emol dr Weiltlerflaascher mit noch enn annern Mah aus Grumbich in dr Brandschänk ei, un die zwaae kame dort mit e paar Neigrumbichern zamm. Nu wur ober geleich Laam in dr Bud, denn wu dr Weiltlerflaascher auftraffen tat, do gings immer ewint verwerret zu, weil'r senn Geschäft waang immer ewint zum besten gob. Wenn'r oder enn annern enn tüchting Damp naufgericht hatt, noochert lachet 'r sich aans un spielet Schindluder mit dan.

„Tog mit enanne“, gings rüber un nüber. „Nu, August, heit sollt me enn hoom un kann machen“, saht dr Weiltlerflaascher ze enn sitten Neigrumbicher. „Dos watt schie sei, do faaf nā emol enn, mie waane schie vetue“, saht drauf dr August.

Aus dan „enn“ wurnere oder mehr un zerlegt hatten se alle zamm enn klenn Damp.

's mocht esu üme zwölfe in dr Nacht sei, do fing dr Weiltlerflaascher ah: „Wie kenne heit net ehamin gih, me räunten ewu neinstägen.“ Dr August maanet do drauf: „Do is wette nisch, do bleibte bei mie un schloft off menn Kaneppe.“ Esu wursch. Die zwaae ginge miet zun August un legeten sich off dann senn Kaneppe. Dr August ging nauf zu sener Karlne. Die merket oder geleich, doß daar enn Damp hatt un wollt ahfange ze zanken. „Hall nā de Gusch, duntten liengere zwaae off'n Kaneppe.“

Off aamol, früh in dr dritten Stund, ging e Gefrawanz drunten in dr Stub lus, doß m'r dacht, alle Teifeln wārn reg. De Karlne merket's zeerscht un stußet ihrn Mah: „August, saah nā emol nunne, vos die zwaa Manne unten machen!“ Daar grunzet oder nār: „Watt nett viel sei, 'chlof nā.“

Wie langsam dr Tog graaet, häret de Karlne, doß unten ruhig wur un de Haustür ging. Nu kunnt se's oder net länger oushalten un muß emol noochsaah, worüm die Mannsen esu gefrawanzt hatten. Se machet de Trepp numner.

„August, August!“ bläket se unten rauf, „komm nā moi hunne un saah de die Bescherung ah.“ Dr August dacht oder geleich bei sich, waar weß, vos dos Weiltlerschindluder ahgericht hot. De Karlne machet drweile de Fensterlöden auf, doß mer alles richtig saah kunnt, denn draußen off dr Walt war schie haller lichter Tog.

Wie nu dr August de Stubntür aufmachet, wur er weiß wie ne Kallichwand un krieget sitte But in sich, doß 'r hätt

heilm mööng. De ganze Stub war schwarz un a Drack drinne, als wenn de Feiereffenlehrer zaah Gahr lang lfen ausgepußt hätten. Vos hatten die zwee Grumbicher gemacht? Ne Rachelusen hatten se waggerissen un vorne bei dr Stubntür in enn Winkel wieder aufgesetzt.

Nār langsam kam dr August wieder ze Verstand. De Karlne hatt sich derweile ball de Wang aus'n Kupp geheilt un gucket ihrn Mah ganz traurig ah. Dar nohm se bein Kupp un saht zu ihr: „Loß nār gut sei, dann Weilterschindluder will ich schie aans auswischen, daa soll an mie denken, menn Schoden will ich schie wieder beifomme. Ich tu ne ahzeing. Nooche hult de menn Ahzug hunne, un iech gieh geleich off Staaetel zun Schandarm.“

's mocht esu üme halb neine sei wie dr August foimachet. Dr Weiltlerflaascher hatt e ganz schlachts Gewissen. 'r gucket immer offzeiten emol zum Abtrittsansterle naus un nunner noch Neigrumbich zu. Off aamol sieht 'r ne August in Sunntigzeig mit'n Stacken untenraufkomme. Zum Teifel noch emol, dacht'r bei sich, dar will gewieß zun Schandarm gieh, dann Dink muß iech e End machen.

Geschwind fauset 'r virn August haar un ehinner in de Haarkuchenschänk, wu dr August vorbei musset. Geleich fauset 'r enn Schnaps un tat draußen vir dr Tür dermietet warten, bis dr August rah war.

„Wu willstest dā hie, August?“ Dar gucket ewint von dr Seit un blinzlet unner sänn Hut evir: „Dos giebt diech gah nisch ah, wu iech hiegieh. Do hast du gah net dennoch ze freeng. Wascht schie wissen, vos de gemacht hast.“

„Ah, wascht doch net, August! Reh nā emol ei,“ saht dr Weiltler. Nu kam ee Wort offs annere un schließlich ließ sich dr August belatschen un ging miet nei.

Wie se wieder rausame, dacht dr August nimmer drah, nooch Staaetel ze gieh. 'r machet mit'n Weiltler wieder nooch Grumbich zerück. Un als se bei dan senn Haus vorbeikame, nohm daarn miet nei. Sei Fraa muß geleich Frühstück auftroeng, un do hoom se sichs gut schmecken lassen.

Wie se fertig warn, saht dr August zum Weiltlerflaascher, 'r hätt e Ahlieng. Sei Tochter wür getraut un 'r brauchet Flaasch un Worscht zer Hochzig, aah ewint Schinken. Daar war fruh, doß 'r aah noch e fitts schie Geschäft bei dare ganzn Sach machen konnt un führet menn August ehinner in senn Boden.

Nu fing dr August ah: „Bun daare Worscht gibst me acht Pfund, vun daa do fümf Pfund, vun dann Schinken zwöf Pfund un Flaasch tuft de me fufzen Pfund dezu. Su nu laab deweile wuhl!“ Bun Bezohln hot 'r nisch gefaht.

's verginge acht Tog, 's verginge vier Wochen, 's verginge zaah Wochen, oder mei August kam net un bezohlet dan Kram. Do kriegets mei Weiltlerflaascher mit dr Angst ze tue un machet sich auf un ging halt emol nunner nooch Neigrumbich un suchet 'n August auf. Wie 'r bei dan neikam, war alles wieder racht schie virgericht. Dr Rachelusen blizet wie e neier un stand wieder off senn alten Plack. De Stub war geweißt, de Dief gestrichen, de Fanster un sugar de Böden abgefarnst.

Dr August un sei Karlne warn esu fidel, als wenn gar nisch virgefalln wār un drückten menn Weiltlerflaascher mehr wie emol de Hand. 's wur nu vun verschiedene Sachen geredt oder vun Flaasch-un-Worschtbezohln sahten dr August un de Karlne nisch.

Endlich fing dr Flaascher ah, doß sei Geschäft esu schlacht ging un 'r überol kaa Gald frieng konnt un ob dr August net esu gut sei möcht un dos Flaasch un die Worscht un dan Schinken bezohln.

Ihe schnellet oder mei August in de Höh un fing ah ze donnern: „Na, Weitle, nu will ich de 'sch nā soong, die fufzen Pfund Flaasch sei fü 'sch lfensetzen, die zwöf Pfund Schinken fü 'sch Raamachen un 's Stubnweiß, die acht Pfund Worscht fü 'sch Stubnstreng un die fümf Pfund Worscht fü 'sch Fansterstreng. Su, nu biste bezohlt.“

Dr Weiltlerflaascher schnappet nooch Luft un störzet zor Tür naus. Dar Spaß war ne doch e bissel ze teier. Oder machen kunnt 'r halt nisch.

Max Glanzel.